

Mecklenburg-Vorpommern



Musteraufgabe Zentralabitur 2018

Deutsch

Erhöhtes Anforderungsniveau

Prüfungsaufgaben

Block I

B Ernst Penzoldt Welt ohne Buch

1. Analysieren Sie, wie der Autor Ernst Penzoldt seine Position zum Buch argumentativ entwickelt. Berücksichtigen Sie dabei auch ausgewählte sprachliche Mittel.
2. Erörtern Sie die Position des Autors zum Buch und zur Welt ohne Buch. Beziehen Sie dabei eigene Erfahrungen und Verhaltensweisen ein.

Der Schwerpunkt liegt auf der ersten Teilaufgabe.

Ernst Penzoldt (1892-1955):

Welt ohne Buch

Ohne »unsere Bücher« glauben wir uns das Leben nicht mehr vorstellen zu können. Dabei meinen wir genau zu wissen, was wir unter »Büchern« zu verstehen haben, ähnlich dem, was wir unter »Menschen« oder »Bäumen« verstehen. Es fehlt nicht viel, und wir würden sie unter die Lebewesen rechnen, jedenfalls zur organischen, ja beseelten Welt. Fast beruhigt es uns, daß sie wie wir auch nur eine begrenzte Lebensdauer besitzen, meist eine längere zwar als wir, eine über Jahrhunderte währende. Und es scheint uns in der Ordnung zu sein, daß ihre »Unsterblichkeit« der unseren ziemlich nahe verwandt ist, als sei diese zeitliche Vergänglichkeit geradezu die Voraussetzung für die Unsterblichkeit. Kein Zweifel: Das absolut Unverwesliche, Unverwandelbare erscheint uns toter als tot. Das schwermütige Geheimnis der Sterblichkeit verbindet uns mit den Büchern.

Nicht, daß ich nicht wüßte, wie das Buch so ganz allmählich seine heutige, uns so vertraute Gestalt bekommen hat und welche Mühe und Liebe dazu gehört, bis es erdacht, geschrieben, gedruckt, gebunden ist, auch welcher höchst unterschiedlicher Stoffe es bedarf, damit ein rechtes Buch daraus wird. Sieht es in einigen seltenen Fällen nicht so aus, als käme es wie ein Lebewesen aus des Schöpfers Hand? Denn wirklich, so ein Vogel etwa mit seinem Gefieder, Fleisch und Blut, seinen Augen und seiner Stimme, besteht er nicht und alle Kreatur aus anscheinend völlig heterogenen Stoffen? Wie auch der Mensch, wenn man ihn in seine einzelnen Teile zerlegt, darunter man sogar Elfenbein findet, so auch das Buch. Oder aber sieht es nicht aus, als seien Tiere und Pflanzen in weiser Voraussicht nur darum geschaffen worden, daß ein Buch daraus werde: aus dem Fell das Leder, aus den Knochen der Leim, aus dem Hanf die Bünde, zu einer Zeit freilich schon, da es noch keine Bücher gab oder, wenn man will, zu geben brauchte?

Seine heutige Gestalt hat das Buch im Wesentlichen auch schon so lange, daß man, wiewohl man aus gewissen Stilmerkmalen erkennt, ob das eine aus dem sechzehnten, das andere aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, sich wundert, wie gut sie sich vertragen, wenn man sie nebeneinander stellt. Jedenfalls ist uns diese Form so altgewohnt, daß allzu große Eigenwilligkeiten in der Ausstattung, die vielleicht ein Verleger uns zumutet, uns nur ärgern. Es ist ein wahres Glück, daß die im gegenwärtigen Augenblick modische Nieren- oder Palettenform, die manche Tische haben, noch nicht ins Buchgewerbe gedrungen ist. Wie sähe das auch aus!

Wie aber, wenn der unaufhaltsame Fortschritt der Technik eine völlige Umwälzung nach sich zöge, wenn der Band durch das Band, das Tonband oder etwas dieser Art ersetzt würde? Das würde bedeuten, daß die uns liebgewordene, uns befreundete Gestalt des Buches

abgelöst würde durch eine Rolle und das optische Lesen durch ein akustisches Abhören. Bis
auf das Titelschildchen würde auch die Schrift dabei überflüssig werden. Unsichtbar für das
36 Auge ist der Inhalt des Tonbandes, was mir offengestanden gar nicht gefällt. Schon die
Schallplatte entbehrte des persönlichen Äußeren, das ein Buch, selbst in seiner
heruntergekommensten Form des Massenfabrikats auch heutzutage fast immer noch hat.

39 Wir wissen, daß der mediokre Versuch, das äußere Gewand und das Papier inhaltlich
wertvoller Bücher dem der Schundliteratur anzugleichen, ein Verrat am Geist ist.

42 Als ich einmal las, daß Napoleon gelesene Bücher einfach aus dem Schlitten warf, wurde mir
seine wahre Natur sofort klar, schon ehe ich wußte, daß er Battonis büßende Magdalena aus
Dresden nach Paris bringen ließ. So schön fand er das beliebte »Schlafzimmerbild«.

45 Den Kulturzustand eines Volkes erkennt man nicht zuletzt an seinen Büchern. Kann man
sich im Ernst vorstellen, daß ein Buch, das auch heute noch immer zum Verlieben schön in
seinen Maßen, seinem Papier, seinem Schriftsatz (und sogar seinem Inhalt) sein kann,
durch eine unpersönliche Konserve abgelöst wird? Man wird einwenden, daß die Tonzylinder
48 von einst eine gewisse Verwandtschaft mit dem Tonband von heute aufweisen. Gleichviel,
wenn ich in meiner nicht sehr großen Bibliothek herumschmökere, dann geht mir halt das
Herz auf, wenn ich ein besonders »gutgemachtes« Buch in die Hand nehme. Freilich, die
51 schönsten davon mit vergleichsweise wenigen Ausnahmen sind schon hundertfünfzig Jahre
alt! Sie haben ihre Würde, es ist die Menschenwürde, die sie so schön sein läßt. Und wenn
man will, ist die Vorstellung gar nicht so abwegig, daß die ursprünglich unschuldig-weißen
54 Seiten eines Buches »besprochen« sind wie ein Tonband und daß sich die Worte des
Dichters als Buchstaben niederschlagen, als Zeichen, die für die Sprache stehen.

57 Darum wünschen wir uns auch keine Vereinfachung der Rechtschreibung und der
Schriftcharaktere. Es wäre doch gar zu dumm, wenn man sich nach den Dummen richten
wollte. Ja, ich habe manchmal das Gefühl, es wäre besser, wenn unsere modernen Schriften
mehr »Charakter« hätten und unser Alphabet mehr Buchstaben und unsere Sprache mehr
60 Geheimnisse.

Noch ist das Buch, wie wir es kennen und lieben, gefährdet zwar, aber nicht verloren. Wir
Alten jedenfalls wollen uns wehren gegen eine Welt ohne Buch.

(e 1954)

Block II

B Materialgestütztes Schreiben argumentierender Texte

Im Rahmen der Reihe „Partizipatives Web – Chance oder Risiko?“ veröffentlicht eine überregionale Wochenzeitung regelmäßig Texte von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Verfassen Sie dafür einen Kommentar, in dem Sie sich zum Thema der Reihe positionieren.

Nutzen Sie dazu die folgenden Materialien und beziehen Sie eigene Erfahrungen und eigenes Wissen ein. Wählen Sie eine geeignete Überschrift.

Ihr Kommentar sollte etwa 800 Wörter umfassen.

Material 1: Das Netz, in dem wir alle hängen



Material 2: Bernd Graff: Die neuen Idiotae – Web 0.0 (2007)

Bernd Graff ist seit 1992 Autor der Süddeutschen Zeitung.

Seit fast einem halben Jahrzehnt gibt es das „partizipative Web“. Das klingt nach Leistungskurs, meint aber neue Formen der Beteiligung und der Berichterstattung im Internet. Diese Formen werden von engagierten Zeitgenossen genutzt, weil sie – sei es aus Idealismus, sei es, weil sie sonst keine Beschäftigung haben – eine Rolle in der allgemeinen Informationsbildung übernehmen wollen. Man spricht auch schon von „Bürger-Reportern“ und „Graswurzeljournalisten“.

Eine Art: Vierte Digitalgewalt? Schlaue Menschen werden darauf hinweisen, dass das Internet immer schon ein Teilnetz war, und dass die Ansätze zu dieser Berichterstattung wesentlich älter sind als fünf Jahre. Leider nun sind jene Schlaunen, die wir

aus unserem gut gewärmten Mainstreammedia-Bett heraus und hinein in ihr debattenknisterndes Web grüßen: das Problem.

12 Sie zerfleddern – wie es gerne auch wir Zeitungsmenschen tun – jedes Thema. Sie tun dies aber oft anonym und noch öfter von keiner Sachkenntnis getrübt. Sie zetteln Debattenquickies an, pöbeln nach Gutsherrenart und rauschen dann zeternd weiter. [...]

15 Man schwärmt von „SchwarmIntelligenz“ und attestiert, wie der Autor James Surowiecki, eine Weisheit der Vielen. Strikt selbstorganisierend – womit vornehm umschrieben ist, dass Geschwätz keine Organisation benötigt. Genauso gut könnte man allerdings einem
18 Fliegenschwarm guten Geschmack unterstellen. [...]

Niemand bestreitet den Wert, den die zum Weltarchiv gewordene Video-Abspielplattform Youtube bereits jetzt hat. Und, ja, es gibt diese schöne Open-Source-Bewegung, die so
21 wunderbare Dinge wie Linux über uns gebracht hat. Hier werden Werte geschaffen. Kein Mensch würde das ernsthaft in Zweifel ziehen. Genauso wenig wie die Tatsache, dass in Wikipedia viel brauchbares Wissen zu finden ist, wie gerade wieder eine vom Stern in
24 Auftrag gegebene Studie belegt.

Aber wieso all das grundsätzliche Hallelujah auf den „User Generated Content“¹, der nicht
selten ein „Loser Generated Content“ ist? Wollen wir uns nur über die paar Gala-
27 Vorstellungen freuen, wenn Fehlinformation, Denunziation und Selbstdarstellung das Tagesgeschäft der Laufkundschaft im Netz ist?

Man sollte sich darum vergegenwärtigen, was diese angebliche Web 2.0-Gegenöffentlichkeit
30 neben der Wikipedia als Erfolge preist: Das ist zumeist praktizierter Warentest, gefolgt von einem Aufschrei der Vielen. Es geht um knackbare Fahrradschlösser, Kopierschutz auf DVDs und gefilmte Ratten in einer Fastfoodfiliale. Wollen wir diesen Aufstand der
33 Konsumenten mit der Aufdeckung des Watergate-Skandals² vergleichen? [...]

Warum aber sollten Menschen, die lediglich neue technische Möglichkeiten nutzen, etwa um
ihre Poesie-Alben zu veröffentlichen oder um ihrer Trauer über kaputte Computer Ausdruck
36 zu verleihen, warum sollten diese Menschen Produktionsbedingungen für Medien diktieren und Meinungsführerschaft beanspruchen? [...]

Obwohl etablierte Formen der Informationsbildung, zum Beispiel aus Tageszeitungen und
39 Magazinen, als „Mainstream Media“ verspottet werden (sie gelten als korrumpiert, hierarchisch, hirngewaschen, langsam und überaltert), obwohl der Schwarmgeist also triumphieren möchte, darf erinnert werden: Es macht immer noch den Unterschied, wer
42 etwas sagt. Und wo er es tut.

Die etablierten Medien verfügen über rigide Aufnahmeverfahren und praktizieren bei
journalistischem Fehlverhalten im besten Fall Sanktionierungen. Es darf also eben nicht
45 jeder überall mitschreiben – und der, der schreibt, macht dies nie unbeobachtet und zum Beispiel auf der freien und anonymen Wildbahn der Wikipedia, die so einfach anzuklicken ist und wohl auch deshalb vor Fehlern strotzt. Was aber wiegt dann mehr? Dass das immer
48 elitäre Denken der Mainstream-Medien im Zweifel undemokratisch ist? Oder, dass daraus Qualität entsteht? [...]

„Die Menschen“, schreibt Norbert Bolz³, „werden immer mehr zu – wie man im Mittelalter
sagte – idiotae: also zu eigensinnig Wissenden. Die neuen Idiotae lassen sich ihr Wissen,
ihre Interessen und Leidenschaften nicht mehr ausreden.“ Mag sein. Verlangt ja auch keiner.
51 Aber sollen wir uns deshalb von jeder Idiotie in die Zukunft führen lassen?

¹ „User Generated Content“: von Internetnutzern erstellte Inhalte, z. B. in Form von Weblogs, Internetforen usw.

² Watergate-Skandal: Anspielung auf die herausragende Rolle der Presse bei Aufdeckung des Machtmissbrauchs durch den republikanischen US-Präsidenten Richard Nixon. Nixon musste deshalb 1974 zurücktreten.

³ Norbert Bolz: Medienwissenschaftler

Material 3: Harald Martenstein: Der Schwarm (2011)

Harald Martenstein, geboren 1953, ist ein deutscher Journalist und Autor.

[...] Kaum ein Begriff hat in den Jahren, die seit meiner Kindheit verstrichen sind, eine solche Karriere gemacht wie „Schwarmintelligenz“. Das Internet funktioniert wie ein Schwarm, heißt es. Die Revolutionen in den arabischen Staaten wurden und werden über die schwarmförmige Organisation Facebook organisiert, ohne Anführer, ohne eine Partei. Alle bewegen sich plötzlich in dieselbe Richtung wie ihre Nachbarn.

Weniger bekannt ist das Wort „Schwarmfeigheit“. Ich habe es zum ersten Mal in der Talkshow von Anne Will gehört. Der Journalist und Politikberater Michael Spreng sprach von der „Schwarmfeigheit im Internet“. Jeder Journalist kennt sie. Unsere Texte stehen im Netz, sie werden kommentiert, wir bekommen E-Mails. Dagegen ist nichts zu sagen. Doch weil es möglich ist, sich anonym zu äußern, unter einem erfundenen Netznamen, sind die Äußerungen deutlich aggressiver geworden. Die Leserbriefe, mit Absender und – meistens – dem echten Namen, waren im Durchschnitt sachlicher und seltener beleidigend. Die wenigsten Internetautoren, behaupte ich, hätten den Mut, so zu schreiben, wenn sie mit ihrem Namen dafür einstehen müssten.

Ein sehr frühes und bis heute gern zitiertes Experiment zur Schwarmintelligenz wurde vor mehr als hundert Jahren auf der Viehzuchtmesse der britischen Stadt Plymouth veranstaltet. Ochsen wurden gewogen, unter Ausschluss der Öffentlichkeit, danach durfte das Publikum ihr Gewicht schätzen. Diese etwa 800 Personen waren zum Teil Familien mit Kindern, zum Teil Metzger und Viehzüchter, Experten und Laien bunt gemischt. Die Schätzungen waren teilweise grotesk falsch. Wenn man aber den Durchschnitt aller Schätzungen ausrechnet, dann lag dieser Durchschnitt immer sehr nahe bei dem richtigen Ergebnis. Das Internet funktioniert nach dem gleichen Prinzip. Jeder darf mitmachen, Experten und Laien, ähnlich wie beim Viehmarkt in Plymouth. Das Internetlexikon Wikipedia ist inzwischen die wichtigste Wissensquelle der meisten Leute, es wird vom Schwarm verfasst. [...]

Material 4: Thomas Vašek: Das Netz und sein Schatten (2014)

Thomas Vašek, geboren 1968 in Wien, ist Chefredakteur des neuen philosophischen Magazins Hohe Luft und Buchautor.

Die einen sehen das Netz als einen Raum der Freiheit und Partizipation, in dem wir Informationen und Ideen miteinander teilen können. Die anderen halten es für das gewaltigste Überwachungsmedium, das die Menschheitsgeschichte je hervorgebracht hat. Doch die beiden Sichtweisen schließen einander nicht aus, sie beschreiben nur zwei Aspekte desselben Phänomens. Wir verstehen das Netz nicht richtig, wenn wir es auf einen Aspekt reduzieren. Das Netz ist ein Raum der Freiheit und Kreativität, aber auch eine Technologie der Kontrolle und Macht. Wie wir das Netz erleben, hängt offenbar von unserem Blickwinkel ab.

Wer bei Facebook ist, kann es als sozialen Raum erfahren, der Geborgenheit und Trost vermittelt. Wer mit Google nach Informationen sucht, benutzt es als mächtige Erweiterung des menschlichen Geistes. Wer bei Amazon einkauft, erlebt es als universelle Shopping-Mall. Und wer Twitter nutzt, verwendet es als effizientes Instrument, um Informationen mit anderen zu teilen. Das sind alles verschiedene Perspektiven, verschiedene Nutzer-Phänomenologien. Und mit jedem neuen Netzwerk, jeder neuen App kommen neue Perspektiven hinzu.

Das Netz hat kein „wahres Wesen“. Es „ist“ weder das eine noch das andere. Es hat seine sozialen wie kommerziellen Räume, seine öffentlichen wie privaten Seiten, seine heimeligen und unheimlichen Ecken. Das Netz verändert sich ständig, es kann alles Mögliche sein, und es ist vieles zugleich. Was das Netz ist, bestimmen jene, die es nutzen. Das sind nicht nur die privaten „Nutzer“, sondern alle, die daran teilnehmen. Auch die NSA „nutzt“ das Netz – und zwar, wie wir jetzt sehen, in ungeheuerlichem Maße.

Der fatale Effekt der Überwachung ist nicht, so meine These, dass sie unsere „Privatsphäre“ zerstört. Das Fatale ist, dass sie letztlich das Vertrauen ins Netz selbst untergräbt – und damit das Vertrauen in ein Kommunikationsmedium, ohne das die moderne Gesellschaft nicht mehr existieren kann. [...]

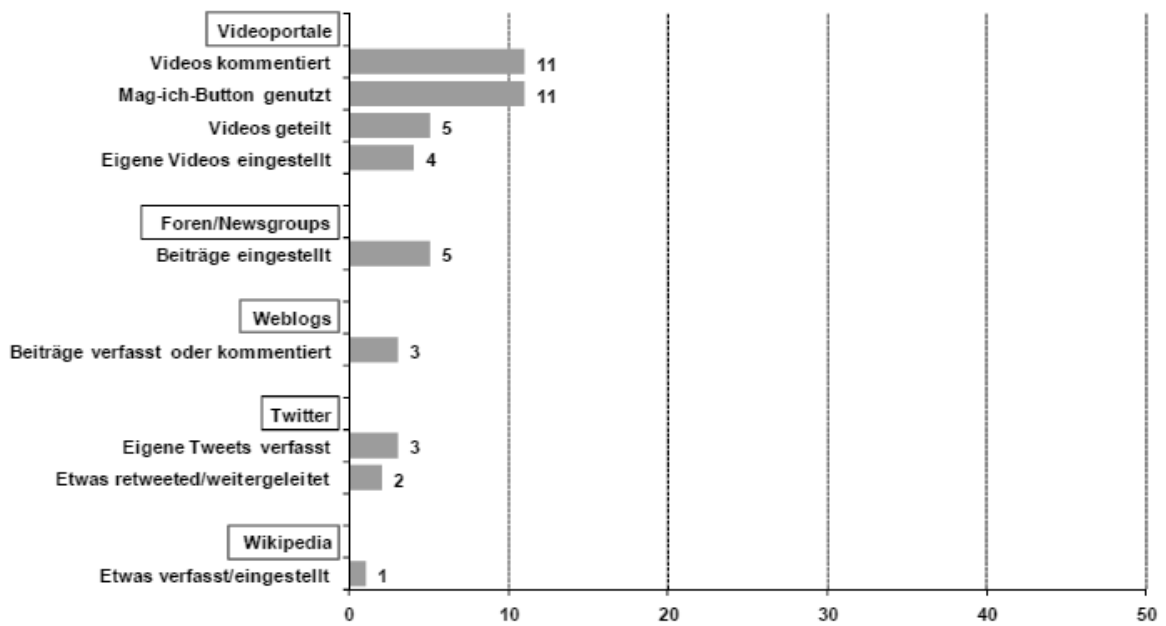
Jede Vernetzung bedeutet, anderen ausgesetzt zu sein. Nur wer keine Verbindungen zu anderen hat, kann von niemandem behelligt werden. Der vernetzte Mensch ist also verwundbar. Man kann ihn „treffen“, im doppelten Sinn. Wer sich in Netzwerken bewegt, kann Menschen kennenlernen, Informationen und Ideen mit anderen teilen. Er exponiert sich aber auch mit seinen Ansichten, Interessen und Problemen. Vernetzte Menschen brauchen daher die Möglichkeit, ihr Selbst zu maskieren, Rollen zu spielen. [...] Das vernetzte, exponierte Selbst braucht die Maske, um sich vor der Unmittelbarkeit der anderen zu verbergen. Nur so ist Öffentlichkeit möglich.

Material 5: Graphik aus der JIM-Studie

Die JIM-Studie (Jugend, Information, (Multi-) Media) des Medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest (mpfs) dokumentiert seit 1998 die Mediennutzung von Jugendlichen in Deutschland. 2013 wurden 1200 Personen im Alter von 12-19 Jahren befragt.

Aktive Beteiligung im Internet 2013

- habe in den letzten 14 Tagen -



Quelle: JIM 2013, Angaben in Prozent
Basis: alle Befragten, n=1.200

Quellenangaben:

Material 1: Das Netz, in dem wir alle hängen, Zugriff am 11.06.2014 von <http://www.pixelio.de/media/107969>

Material 2: Bernd Graff, Die neuen Idiotae – Web 0.0. In: Süddeutsche Zeitung vom 08./09.12.2007, Zugriff online am 11.06.2014 von unter <http://www.sueddeutsche.de/digital/die-neuen-idiotae-web--1.335426>

Material 3: Harald Martenstein, Der Schwarm. In: Die ZEIT 46 / 2011; Zugriff online am 16.06.2014 von <http://www.zeit.de/2011/46/DOS-Mainstream/seite-4>

Material 4: Thomas Vašek, Das Netz und sein Schatten. In: Hohe Luft, Ausgabe 2/2014. S. 79-83

Material 5: Studie online verfügbar, Zugriff am 06.01.2017 von <http://www.mpfs.de/?id=613>

Block III

A/B Saša Stanišić Vor dem Fest (Romananfang)
Thomas Mann Der Tod in Venedig (Textauszug)

1. Interpretieren Sie den Anfang des Romans von Saša Stanišić.
2. Vergleichen Sie den Anfang des Romans von Saša Stanišić mit dem Textauszug von Thomas Mann unter ausgewählten Aspekten.

Der Schwerpunkt liegt auf der ersten Teilaufgabe.

Saša Stanišić (geb.1978):

Vor dem Fest (Romananfang)

WIR SIND TRAUERIG. Wir haben keinen Fährmann mehr. Der Fährmann ist tot. Zwei Seen, kein Fährmann. Zu den Inseln gelangst du jetzt, wenn du ein Boot hast. Oder wenn du ein
3 Boot bist. Oder du schwimmst. Aber schwimm mal, wenn die Eisbrocken in den Wellen klacken wie ein Windspiel mit tausend Stäben.

Um den See kannst du theoretisch zu Fuß, immer am Ufer entlang. Allerdings haben wir
6 den Pfad vernachlässigt. Der Boden ist sumpfig und die Stege morsch und unglücklich, das Gebüsch hat sich ausgebreitet, brusthoch steht es dem Pfad im Weg.

Die Natur erobert sich zurück, was ihr gehört. Würde man woanders sagen. Wir sagen das
9 nicht. Weil es Unfug ist. Die Natur ist inkonsequent. Auf die Natur ist kein Verlass. Und auf was du dich nicht verlassen kannst, damit bau keine Redewendungen.

Unterhalb der Ruine von Schielkes ehemaligem Hof, wo der See die Landstraße zärtlich
12 berührt, hat jemand seinen halben Hausrat am Ufer entsorgt. Ein Kühlschranks steckt im matschigen Grund, eine Dose Tunfisch noch darin. Der Fährmann hat es uns erzählt. Und dass er wütend geworden sei. Nicht wegen des Abfalls generell, sondern wegen Tunfisch
15 speziell.

Jetzt ist der Fährmann tot, und wer uns erzählen soll, was die Ufer treiben, wissen wir
18 nicht. Wer soll so schön sagen: »Wo der See die Landstraße zärtlich berührt«, und: »Das war Tunfisch aus den fernen Meeren Norwegens.« Solche Sätze können nur Fährleute.

Wir haben uns seit der Wende keine gute Redewendung mehr ausgedacht. Der Fährmann
21 war ein guter Erzähler. Glaub aber ja nicht, dass wir in diesem Moment der Schwäche den Tiefen See, der ohne den Fährmann noch tiefer geworden ist, nach seinem Befinden fragen. Oder den Großen See, der den Fährmann ertränkt hat, nach seinem Motiv.

Wie der Fährmann ertrank, hat niemand gesehen. Besser ist es. Was willst du beim
24 Ertrinken auch sehen? Schön ist das nicht. Er muss am Abend hinausgefahren sein, auf dem See lag Nebel. In der Morgendämmerung trieb ein Kahn auf dem Wasser, leer und vergeblich wie ein Abschiedsgruß ohne ein Gegenüber.

27 Taucher sind gekommen. Frau Schwermuth hat ihnen Kaffee gemacht, sie haben den Kaffee getrunken und auf den See gesehen, und dann sind sie in den See gestiegen und haben den Fährmann rausgeholt. Große Männer, blond und wortkarg, Verben nur im Imperativ, verladen den Fährmann. Stehen am Ufer in ihren engen Anzügen, schwarz und
30 steif wie Ausrufezeichen, gesetzt vom Tod. Essen vegetarische Brote, tropfen.

Der Fährmann wurde begraben, und der Glöckner hat seinen Einsatz verpasst, anderthalb
33 Stunden später hat es geläutet, da waren alle schon beim Beerdigungskuchen im Gleis 1.
Ohne Hilfe kommt der Glöckner ja kaum noch eine Treppe hoch. Letztens hat er um Viertel
nach zwölf die Glocke achtzehn Mal schlagen lassen und sich auch noch die Schulter
36 ausgekugelt. Dabei haben wir eine Läutautomatik und Johann, den Lehrling. Beide mag der
Glöckner aber nicht besonders.

Es gehen mehr tot, als geboren werden. Wir hören die Alten vereinsamen. Sehen den
39 Jungen beim Schmieden zu von keinem Plan. Oder vom Plan, wegzugehen. Im Frühling
haben wir den Studentakt vom 419er eingebüßt. Die Leute sagen, ein paar Generationen
noch, länger geht das hier nicht. Wir glauben: Es wird gehen. Es ist immer irgendwie
42 gegangen. Pest und Krieg, Seuche und Hungersnot, Leben und Sterben haben wir überlebt.
Irgendwie wird es gehen.

Bloß ist jetzt der Fährmann tot. An wen sollen die Trinker sich wenden, wenn Ulli sie
45 rausgeschmissen hat? Wer soll für die Gäste aus dem Großraum Berlin
Schatzschnitzeljagden auf den Inseln so gut veranstalten, dass kein Schatz je gefunden wird
und danach die Kinder auf der Fähre leise heulen und die Mütter sich höflich beim Fährmann
48 beschweren und die Väter Tage noch grübeln, wo man den Fehler gemacht hat, und erst die
neuen Bundesländer, dann ihre Männlichkeit in Frage stellen, und am Ufer angekommen,
essen sie einen Apfel und radeln auf ihren desillusionierten Fahrrädern weiter Richtung
51 Ostsee und kommen niemals wieder? Wer?

Der Fährmann ist tot, und die anderen Toten wundern sich, was soll ein Fährmann unter
der Erde? Er hätte ordentlich im See bleiben sollen und gut.

Niemand sagt, ich bin der neue Fährmann. Die wenigen, die verstehen, dass wir unbedingt
einen neuen Fährmann brauchen, verstehen nichts von Fahren. Oder davon, wie man
Gewässer tröstet. Oder sie sind zu alt. Andere tun so, als hätten wir niemals einen Fährmann
57 gehabt. Die dritten sagen: Der Fährmann ist tot, es lebe der Bootsverleih.

Der Fährmann ist tot, und niemand weiß, warum.

Wir sind traurig. Wir haben keinen Fährmann mehr. Und die Seen sind wieder wild und
60 dunkel und schauen sich um.

Saša Stanišić: Vor dem Fest. München (Luchterhand Literaturverlag) 2014

Thomas Mann (1875–1955):

Der Tod in Venedig (Textauszug)

Lesehinweis: Der vom Alltag geplagte Protagonist Gustav Aschenbach, ein Schriftsteller, begibt sich auf eine Reise, um Neues zu entdecken, und gelangt nach Venedig.

[...]

Wer hätte nicht einen flüchtigen Schauer, eine geheime Scheu und Beklommenheit zu
bekämpfen gehabt, wenn es zum ersten Male oder nach langer Entwöhnung galt, eine
3 venezianische Gondel zu besteigen? Das seltsame Fahrzeug, aus balladesken Zeiten ganz
unverändert überkommen und so eigentümlich schwarz, wie sonst unter allen Dingen nur
Särge es sind, – es erinnert an lautlose und verbrecherische Abenteuer in plätschernder
6 Nacht, es erinnert noch mehr an den Tod selbst, an Bahre und düsteres Begängnis und

9 letzte, schweigsame Fahrt. Und hat man bemerkt, dass der Sitz einer solchen Barke, dieser
sargschwarz lackierte, mattschwarz gepolsterte Armstuhl, der weichste, üppigste, der
erschlaffendste Sitz von der Welt ist? Aschenbach ward es gewahr, als er zu Füßen des
12 Gondoliers, seinem Gepäck gegenüber, das am Schnabel reinlich beisammen lag, sich
niedergelassen hatte. Die Ruderer zankten immer noch, rauh, unverständlich, mit drohenden
Gebärden. Aber die besondere Stille der Wasserstadt schien ihre Stimmen sanft
15 aufzunehmen, zu entkörpern, über der Flut zu zerstreuen. Es war warm hier im Hafen. Lau
angerührt vom Hauch des Scirocco , auf dem nachgiebigen Element in Kissen gelehnt,
schloß der Reisende die Augen im Genusse einer so ungewohnten als süßen Lässigkeit. Die
Fahrt wird kurz sein, dachte er; möchte sie immer währen! In leisem Schwanken fühlte er
sich dem Gedränge, dem Stimmengewirr entgleiten.

18 Wie still und stiller es um ihn wurde! Nichts war zu vernehmen, als das Plätschern des
Ruders, das hohle Aufschlagen der Wellen gegen den Schnabel der Barke, der steil,
schwarz und an der Spitze hellebardenartig bewehrt über dem Wasser stand, und noch ein
21 drittes, ein Reden und Raunen, – das Flüstern des Gondoliers, der zwischen den Zähnen,
stoßweise, in Lauten, die von der Arbeit seiner Arme gepresst waren, zu sich selber sprach.
Aschenbach blickte auf, und mit leichter Befremdung gewahrte er, daß um ihn her die
24 Lagune sich weitete und seine Fahrt gegen das offene Meer gerichtet war. Es schien folglich,
daß er nicht allzu sehr ruhen dürfe, sondern auf den Vollzug seines Willens ein wenig
bedacht sein müsse.

27 »Zur Dampferstation also«, sagte er mit einer halben Wendung rückwärts. Das Raunen
verstummte. Er erhielt keine Antwort.

»Zur Dampferstation also!« wiederholte er, indem er sich vollends umwandte und in das
30 Gesicht des Gondoliers emporblickte, der hinter ihm, auf erhöhtem Borde stehend, vor dem
fahlen Himmel auftragte. Es war ein Mann von ungefälliger, ja brutaler Physiognomie,
seemännisch blau gekleidet, mit einer gelben Schärpe gegürtet und einen formlosen
33 Strohhut, dessen Geflecht sich aufzulösen begann, verwegen schief auf dem Kopfe. Seine
Gesichtsbildung, sein blonder, lockiger Schnurrbart unter der kurz aufgeworfenen Nase
ließen ihn durchaus nicht italienischen Schlages erscheinen. Obgleich eher schwächling von
36 Leibesbeschaffenheit, so daß man ihn für seinen Beruf nicht sonderlich geschickt geglaubt
hätte, führte er das Ruder, bei jedem Schlage den ganzen Körper einsetzend, mit großer
Energie. Ein paar Mal zog er vor Anstrengung die Lippen zurück und entblößte seine weißen
39 Zähne. Die rötlichen Brauen gerunzelt, blickte er über den Gast hinweg [...].

(e 1913)

Block IV

**A/B Peter Huchel Der Rückzug, V Die Schattenchausee*
August Stramm Krieg**

1. Interpretieren Sie Peter Huchels Gedicht „Die Schattenchausee“.
2. Vergleichen Sie Peter Huchels Gedicht mit dem Gedicht „Krieg“ von August Stramm unter ausgewählten Aspekten.

Der Schwerpunkt liegt auf der ersten Teilaufgabe.

Peter Huchel (1903–1981):

Der Rückzug, V Die Schattenchausee

Sie spürten mich auf. Der Wind war ihr Hund.
Sie schritten die Schattenchauseen.

3 Ich lag zwischen Weiden auf moorigem Grund
im Nebel verschiffter Seen.

6 Die Nacht nach Rohr und Kalmus roch,
des Zwilichts bittere Laugen
erglänzten fahl im Wasserloch.
Da sah ich mit brennenden Augen:

9 Den Trupp von Toten, im Tod noch versprengt,
entkommen der Feuersbrunst,
von aschigem Stroh die Braue versengt,
12 geschwärzt vom Pulverdunst,
sie gingen durch Pfahl und Stacheldraht
vorbei am glosenden Tank
15 und über die ölig verbrannte Saat
hinunter den lehmigen Hang
und traten, gebeugt von modernder Last,
18 aus wehendem Nebelgebüsch.
Am Wasser suchten sie späte Rast,
ein Stein war ihr Hungertisch.

21 Sie standen verloren im Weidengrau
mit Händen blutig und leer.
Und kalt durchdrang mich der Blätter Tau,
24 die Erde hielt mich schwer.
Stumm zogen sie weiter, der Weg war vermint,
sie glitten wie Schatten dahin.
27 Sie hatten dem großen Sterben gedient
und Sterben war ihr Gewinn.
Im Acker lag ein rostiger Pflug,
30 sie starrten ihn traurig an.
Da sah ich mich selber im grauen Zug,
der langsam im Nebel zerrann.

- 33 O schwebende Helle, du kündest den Tag
und auch die Schädelstätte.
Zerschossen die Straße, zerschossen der Hag,
36 zermalmt von des Panzers Kette.
Ich schmeckte im Mund noch Sand und Blut
und kroch zum See, die Lippen zu feuchten.
39 Und sah der Sonne steigende Glut
im nebligen Wasser leuchten.

(e 1947)

Peter Huchel: Gedichte. Berlin (Aufbau-Verlag) 1948

** Das Gedicht „Die Schattenchaussee“ ist Teil V von Huchels Gedichtzyklus „Der Rückzug“.*

August Stramm (1874–1915):

Krieg

- Wehe wühlt
Harren starrt entsetzt
3 Kreißen schüttert
Bären spannt die Glieder
Die Stunde blutet
6 Frage hebt das Auge
Die Zeit gebärt
Erschöpfung
9 Jüngt
Der
Tod

(e 1915)

August Stramm: Die Dichtungen. Sämtliche Gedichte, Dramen, Prosa. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jeremy Adler. München, Zürich (Piper Verlag) 1990